

MARIA MOOG-GRÜNEWALD (Tübingen)

Die Lehre des Pamphyliers Er oder Die Unhintergebarkeit der Herkunft*

„Wer sind wir? Wo kommen wir her? Wohin gehen wir? Was erwarten wir? Was erwartet uns?“ – so die Fragen, mit denen Ernst Bloch das Vorwort zu *Das Prinzip Hoffnung* einleitet.¹ Es sind Fragen von anthropologischer Konstanz, und sie betreffen sowohl die je individuelle Existenz wie die allgemein menschliche Existenz, ja die Seinsweise des Menschen schlechthin: es sind mithin Fragen von prinzipieller anthropologischer Relevanz. Darin liegt auch der Grund, weshalb wesentlich die Philosophie Antworten zu geben suchte, freilich different – different nach Epochen, je verstanden als 'longue durée', different aber auch nach ideologischer Prägung. Entweder – so könnte grobschrittig sortiert werden – bestimmt die Herkunft die Zukunft, oder aber sucht die Zukunft gerade die Herkunft aufzukündigen und an deren Stelle den Ur-Sprung zu setzen: im Supplement wird die Temporalisierung des Ortes radikalisiert. Bemerkenswert allerdings, daß die philosophische Anthropologie den Diskurs der Herkunft in Narration überführt – Ausdruck des Unvordenklichen, zugleich des Aporetischen. Bemerkenswerter fast noch, daß kaum anders als narrativ dieser Diskurs zur Vorstellung gebracht werden kann: Die theoretische Reflexion vermag ihn nicht einzuholen; es bleibt fast nur, die Erzählungen zu erzählen.

Drei Paradigmen sollen die skizzierte Absicht zur Vorstellung bringen: Platon, Giovanni Pico della Mirandola und Jean-Paul Sartre.

* Der nachstehende Text ist der unveränderte Vortragstext: er versteht sich als Essay.

¹ Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung*, Frankfurt a.M. 1959, S. 1.

Am Ende des zehnten Buches der *Politeia*², damit am Ende der so gewichtigen Reflexionen über die Erziehung zum Philosophen, zugleich über das Wesen der Gerechtigkeit, erzählt Sokrates die Geschichte des Pamphyliens *Er* – der Text nennt sie 'Apolog', die Forschung 'Mythos'.

Er ist ein gefallener Soldat, der auf wundersame Weise Einblick ins Jenseits gewinnt und nach seiner Rückkehr ins Leben über die Art, wie der einzelne zu seiner Identität gelangt, folgendes zu berichten weiß: Die Seelen der Menschen wählen, bevor sie ins Leben treten, selbst ihre Lebensweise, ihren Daimon – beispielsweise den eines Tyrannen, eines Reichen, einer schönen Frau, mit festgesetzten Anteilen von Gesundheit und Krankheit, von Armut und Überfluß, von Körperkraft, Intelligenz und anderen Lebensumständen sowie physischen und geistigen Eigenschaften. Von solchen unterschiedlichen Lebensweisen werden den Seelen eine Anzahl angeboten, die weit größer ist als diejenige der Wählenden. Die Reihenfolge, in der die Seelen unter den Lebensläufen den ihnen genehmen auswählen dürfen, wird durch das Los bestimmt. Lachesis, eine der drei Töchter der Notwendigkeit, der Ananke, spricht durch den Mund des Propheten:

Einzigige Seelen! Ein neuer todtbringender Umlauf beginnt für das sterbliche Geschlecht. Nicht euch wird der Dämon erlosen, sondern ihr werdet den Dämon wählen. Wer aber zuerst gelost hat, wähle zuerst die Lebensbahn, in welcher er dann notwendig verharren wird. Die Tugend ist herrrenlos; von welcher je nachdem jeglicher sie ehrt oder gering schätzt, er auch mehr oder minder haben wird. Die Schuld ist des Wählenden; Gott ist schuldlos – Αἴτια ἑλογέωov θεός ἀναίτιος.³

Auf diese Worte hin werden allen anwesenden Seelen Lose hingeworfen, deren Nummer über die Reihenfolge in der Wahl der Lebensform entscheidet. Die zuerst wählen dürfen, haben zwar einen unbestrittenen Vorteil, weil sie die besten Lebensläufe wählen könnten. Aber sie lassen sich durch den Schein einer ruhmreichen

² Platon: *Politeia* 614b-621d. Zit. nach Platon: Werke in acht Bänden, griechisch – deutsch, Bd. 4, Darmstadt 1971; dieser Ausgabe sind in der Folge alle Zitate der deutschen Übersetzung wie des griechischen Originals entnommen.

³ *Politeia* 617d-e; oder auch: für seine 'Herkunft' ist der Wählende verantwortlich, nicht der Gott.

Lebensweise – eines Tyrannen vor allem und im ganzen von Mächtigen und Einflußreichen – täuschen, es sei denn, sie sind durch Einsicht, durch Philosophieren darin geübt, gute Lebensweisen von schlechten zu unterscheiden:

Hierauf nun eben [...] beruht alles für den Menschen, und deshalb ist vorzüglich dafür zu sorgen, daß jeder von uns mit Hintansetzung aller anderen Kenntnisse nur dieser Kenntnis nachspüre und ihr Lehrling werde, wie einer dahin komme, zu erfahren und aufzufinden, wer ihn dessen fähig und kundig machen könne, gute und schlechte Lebensweise unterscheidend, aus allen vorliegenden immer und überall die beste auszuwählen, alles eben Gesagte und untereinander Zusammengestellte und Vergleichene, was es zur Tüchtigkeit des Lebens beitrage, wohl in Rechnung bringend, und zu wissen, was zum Beispiel Schönheit wert ist mit Armut oder Reichtum gemischt und bei welcher Beschaffenheit der Seele sie Gutes oder Schlimmes bewirkt und was gute Abkunft und schlechte, zurückgezogenes Leben und staatsmännisches, Macht und Ohnmacht, Vielsüßerei und Unkunde und was alles dergleichen der Seele von Natur Anhaftendes oder Erworbenes miteinander vermischt bewirken, so daß man aus allen insgesamt zusammennemmend, auf die Natur der Seele hinsehend, die schlechtere und die bessere Lebensweise scheiden könne, die schlechtere diejenige nennend, welche die Seele dahin bringen wird, ungerecht zu werden, die bessere aber, welche sie gerecht macht, um alles andere aber sich unbekümmert lassen [...].⁴

Und ganz 'aristotelisch' rät der Prophet, ein 'mittleres Leben' zu wählen:

Denn so wird der Mensch am glücklichsten.⁵

Doch nicht die klärenden und warnenden Worte des Propheten wegen die Seelen in ihrem Herzen, als sie ihre Lebensweise wählen, vielmehr stehen sie unter dem Einfluß der Erfahrungen und Gewohnheiten ihrer vorangegangenen Lebensläufe, mehr aber noch ihrer Affekte. Gleich der erste, welcher das Los gezogen, „habe sich die größte Zwingherrschaft erwählt“.

Aus Torheit und Gierigkeit [...] habe er gewählt, ohne alles genau zu betrachten, und so sei ihm das darin enthaltene Geschick, seine eigenen

⁴ *Politeia* 618b-e.

⁵ *Politeia* 619b.

Kinder zu verzehren, und anderes Unheil entgangen. Nachdem er es nun mit Muße betrachtet, habe er auf sich losgeschlagen und seine Wahl bejammert, nicht beachtend, was der Prophet vorhergesagt: Denn er habe nicht sich selbst dieses Unheils Schuld beigelagt, sondern das Glück und die Götter und alles eher als sich selbst angeklagt. Er sei aber einer von den aus dem Himmel Kommenden gewesen, der in einer wohlgeordneten Verfassung sein erstes Leben verlebte und nur durch Gewöhnung ohne Philosophie an der Tugend teilgehabt.⁶

Nachdem aber alle Seelen ihre Lebensweisen gewählt hatten, seien sie in der Reihenfolge der Lose zu Lachesis hingetreten, und jene habe jedem den Daimon, den er erwählt, d.h. das Schicksal, das er sich ausgesucht, als Hüter seines Lebens und als Vollstrecker des Gewählten mitgeschickt.

Von der traditionellen Vorstellung, daß das Lebenslos durch die Schicksalsgötter zugewiesen werde, hat Platon nur noch ein eher akzidentelles Moment übernommen: die Erlösung der Reihenfolge in der Wahl der Lebensweise. Die Lebensweise selbst aber wählen die Seelen in freier Entscheidung, und sie wissen darüber hinaus bzw. können wissen, was oder welcher Art die Lebensweisen sind, die sie wählen. Dieses Wissen oder zumindest seine Möglichkeit ist aber eine Vor-Prägung, durch die ein Mensch seine Lebensform und damit sein Selbst bzw. seinen Daimon wählt. Die Wahl gilt als frei, und doch ist sie in gewisser Weise determiniert: durch die Handlungen und Entscheidungen, auch die charakterlichen Eigenschaften, die unter anderem bereits ein vorausgegangenes Leben geprägt hatte. Dennoch ist die Absicht der mythischen Rede Platons deutlich: Jeder einzelne soll nicht nur für seine Entscheidungen und Handlungen verantwortlich sein, sondern auch für den Charakter, aus dem heraus er Entscheidungen trifft und Handlungen vornimmt. Die – rechte oder auch falsche – Wahl des Charakters aber ist gebunden an ein Vor-Wissen bzw. eine Vor-Erfahrung.

Man sieht: Freiheit und Determiniertheit stehen in einem unauflösbaren Spannungsverhältnis.⁷ Dieses Spannungsverhältnis, das ja ein Paradox ist, findet nicht im üblichen philosophischen Diskurs des Dialogs Ausdruck, vielmehr – wie ich bereits angedeutet habe – in einem Mythos, einer Erzählung, genauer noch in

⁶ Politeia 619b-c.

⁷ Vgl. dazu wie zum Vorausgegangenen Ulrich Steinvorth: Freiheitstheorien in der Philosophie der Neuzeit, Darmstadt 1987, S. 11-15.

einer Allegorie: in der Allegorie des zweiten Lebens wird die rational-philosophische Forderung der Selbstverantwortlichkeit des Menschen für seinen Charakter und den daraus resultierenden Lebensweg hintergangen durch die Einsicht, daß immer schon Prärgung vorhanden sein muß, die aber ihrerseits nicht freispricht von der vollen Verantwortlichkeit für das eigene Leben.

Die von Platon in mythisch-allegorischer Rede formulierte Paradoxie der Aporie wird in der Moderne kurzerhand aufgelöst: Exemplarisch steht dafür Jean-Paul Sartres phänomenologische Ontologie, näherhin das Verhältnis von Situation und Freiheit, wie es in seinem philosophischen Hauptwerk *L'Être et le Néant* entfaltet ist. Das Werk erscheint 1943, doch wird es erst nach dem Krieg gelesen, diskutiert, rezipiert oder vielleicht zutreffender: diffus wahrgenommen. Zündend im wahrsten Wortsinne dürfte die populäre Version der wichtigsten Thesen dieses Hauptwerks gewesen sein, die Sartre unter dem Titel *L'Existentialisme est un humanisme* im Herbst 1945 im Club Maintenant vorgetragen hat. In einem Interview kurz nach dem – im übrigen eminent aufsehenerregenden – Vortrag skizziert Sartre noch einmal knapp und prägnant die Grundzüge seiner phänomenologischen Anthropologie, der die existentialistische Philosophie zugrunde liegt:

Wir unserselbst sagen, daß es eine menschliche Natur nicht gibt, daß es eine ewige und unverrückbare Wesenheit des Menschen nicht gibt. Es wäre dies eine abstrakte Möglichkeit, eine platonische Idee,⁸ die die einzelnen Existenzen festlegen und determinieren wollte. Demgegenüber sagen wir, daß im Menschen die Freiheit der Wesenheit vorausgeht, daß der Mensch sein Wesen schafft, indem er handelt, daß er das ist, wozu er sich kraft seiner Wahl macht, daß ihm obliegt, sich als gut oder böse zu wählen, daß er immer verantwortlich ist. Ist das eine Philosophie der Verzweiflung? Ja, wenn man darunter versteht, daß wir den transzendenten Hoffnungen der Metaphysik und Religion keinerlei Sinn zugehen. Es gibt nämlich keinen vorgezeichneten Weg, der den Menschen zu seinem Ziel führen würde. Vielmehr muß er ohne Unterlaß seinen Weg erfinden. Aber um ihn zu erfinden, ist er frei, verantwortlich, unentschuldigbar. Seine ganze Hoffnung ruht auf ihm selbst.⁹

⁸ Eine solche Zuschreibung freilich ist Ausdruck des neuzeitlichen 'Vulgärlatentismus'.

⁹ Jean-Paul Sartre: *Œuvres romanesques*, éd. établie par Michel Contat et Michel Rybalka, Paris 1981, S. 1913.

Unter gänzlichem Verzicht auf eine – wenn auch nur mehr inszenierte – Letztbegründung der absoluten Freiheit und unhintergehbaren Selbstverantwortlichkeit wird die Autonomie des Subjekts emphatisch herausgestellt. Dies geschieht allererst dadurch – und hier führt Sartre die Blochschen Anthropologeme weiter –, daß eine *Tabula rasa* geschaffen wird: Dem Menschen wird jedwede Form von determinierender Ausstattung und damit auch jede teleologische Wesensbestimmung entzogen. Was immer Vererbungslehre, Affektheorie, Charakterkunde im Laufe der Jahrhunderte zusammengetragen haben an Wissen über die Natur des Menschen, was Darwin, Marx und Freud bald naturhaft-gattungsmäßig, bald gesellschaftlich-materialistisch, bald triebhaft-psychologisch verrechneten: Sartre schiebt es mit einem Federstrich beiseite. Keine metaphysisch oder religiös abgeleiteten Wesensbestimmungen, keine entsprechenden Festschreibungen der Aufgaben, Ziele und Möglichkeiten des Menschen werden gegeben. Der Hintergrund ist leergeräumt, die Herkunft einer Zukunft geleugnet:

Die freie Wahl, die der Mensch für sich selbst trifft, stimmt am nächsten mit dem überein, was man sein Schicksal nennt – Le choix libre que l'homme fait de soi-même, s'identifie absolument avec ce qu'on appelle sa destinée.¹⁰

Die These, daß der Mensch prinzipiell frei sei, richtet sich gegen die Annahme einer vorgegebenen charakterlichen und/oder situativen Bestimmtheit und gegen die Annahme einer allgemein wirkenden, unüberwindlichen Macht der Umstände:

[...] pour la réalité humaine, être c'est se choisir: rien ne lui vient du dehors, ni du dedans non plus, qu'elle puisse recevoir ou accepter.¹¹

Die große und ängstigende Freiheit des Menschen liegt darin, daß dieser in jedem Moment seiner Existenz seine Essenz wählen, schaffen muß aus dem Nichts heraus:

¹⁰ Die These ist die Konklusion, mit der Sartre seinen Essay über Baudelaire abschließt: Jean-Paul Sartre: Baudelaire, Paris 1963, S. 245.

¹¹ Jean-Paul Sartre: L'Être et le Néant – Essai d'ontologie phénoménologique, Paris 1943, S. 495.

[...] la liberté n'est pas un être: elle est l'être de l'homme, c'est-à-dire son néant d'être.¹²

Der Selbstentwurf des Menschen, seine Wahl ist allein durch das bestimmt, was noch nicht ist: Er ist somit die Verwerfung des Bestehenden. Denn die Freiheit, ja die Pflicht des Menschen, sich zu wählen, sich auf seine Möglichkeiten hin zu entwerfen, impliziert die Überwindung alles Bestehenden.

In diesem philosophisch-anthropologischen Konzept folgt Sartre Ernst Bloch, und er scheint in Giovanni Pico della Mirandola einen Vorläufer zu haben. In dessen berühmter Rede *Über die Würde des Menschen – De hominis dignitate*¹³ wird eine interessante Variante der *Genesis* vortragen: Als „Gott Vater, der höchste Baumeister“,¹⁴ am Ende der Schöpfung beschloß, ein Wesen zu erschaffen, das instande wäre, die Gesetzmäßigkeit seines Werkes genau zu erwägen, seine Schönheit zu lieben und seine Größe zu bewundern, waren bereits alle Gaben zuteil und alle Plätze der Erde vergeben. Da „beschloß der höchste Künstler, daß der, dem er nichts Eigenes geben konnte, Anteil habe an allem, was die einzelnen jeweils für sich gehabt hatten.“ Und so war er „zufrieden mit dem Menschen als einem Geschöpf von unbestimmter Gestalt [und] stellte ihn in die Mitte der Welt“¹⁵ und sprach zu ihm die folgenden Worte – Worte, die ihn über das ihm zugedachte Wesen und seine Rolle in der Welt belehren sollten:

Wir haben dir keinen festen Wohnsitz gegeben, Adam, kein eigenes Aussehen noch irgendeine besondere Gabe, damit du den Wohnsitz, das Aussehen und die Gaben, die du selbst dir ausserstest, entsprechend deinem Wunsch und Entschluß habest und besitztest. Die Natur der irdischen Geschöpfe ist fest bestimmt und wird innerhalb von uns vorgeschriebener Gesetze begrenzt. Du sollst dir deine ohne jede Einschränkung und Enge, nach deinem Ermessen (*pro tuo arbitrio*), dem ich dich anvertraut habe, selber bestimmen. Ich habe dich in die Mitte der Welt gestellt, damit du dich von dort aus bequemer umsehen kannst, was es

¹² Ebd.

¹³ Giovanni Pico della Mirandola: De hominis dignitate – Über die Würde des Menschen, übersetzt von Norbert Baumgarten, hg. und eingeleitet von August Buck, Hamburg 1990. – Dieser Ausgabe sind in der Folge alle Zitate der deutschen Übersetzung wie des lateinischen Originals entnommen.

¹⁴ Ebd., S. 4/5: summus Pater architectus Deus.

¹⁵ Ebd.

auf der Welt gibt. Weder haben wir dich himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich geschaffen, damit du wie dein eigener, in Ehre frei entscheidender, schöpferischer Bildhauer dich selbst zu der Gestalt ausformst, die du bevorzugst: *ut tui ipsius quasi arbitrius honorariusque plastas et factor*. Du kannst zum Niedrigeren, zum Tierischen entarten (*degenerari*); du kannst aber auch zum Höheren, zum Göttlichen wiedergeboren werden (*regenerari*), wenn deine Seele es beschließt.¹⁶

So groß die Nähe dieser Bestimmung des menschlichen Wesens, seiner Wesenswürde, zu Sartres anthropologischer Konzeption *prima vista* zu sein scheint, so different sind Voraussetzung und Ziel: Der von Sartre entworfene Mensch ist bar jeglicher metaphysischen und – infolgedessen – auch ethischen Einbindung. Die radikale Freiheit kennt keine *a priori* gesetzten Werte, gemäß derer es zu wählen und zu handeln gälte. Pico della Mirandola insistiert zwar auch auf dem für die humanistische Anthropologie zentralen Konzept des 'freien Willens', des *liberum arbitrium*, gemäß dessen der Mensch in den Stand gesetzt ist, sich selbst Gestalt zu geben in einer ansonsten durch die Naturgesetze determinierten Welt. Alles kommt dabei darauf an, das von Gott in den Menschen gelegte Potential zu entfalten, dem höchsten Guten nachzustreben und damit gottähnlich zu werden – in einem letztlich unabschließbaren Prozeß. Wie Platon überantwortet der Neuplatoniker Pico della Mirandola die Wahl des rechten Lebens der freien Entscheidung des einzelnen. Freilich erachtet Platon das grundsätzliche Vermögen dazu nicht als Auszeichnung, das zu Stolz berechtigte, ja mehr noch: das gottähnlich, ja gottgleich machte. Fundamentaler aber ist eine weitere Differenz: Die Lebensweisen, unter denen die einzelnen Seelen zu wählen haben, sind bei Platon zwar sehr zahlreich und mannigfaltig, doch sie sind begrenzt und festgelegt. Und das heißt: Es gibt einen Rahmen, einen Ordo, innerhalb dessen der Mensch seine Orientierung, auch seine Grenzen hat. Alles kommt darauf an, die Einheit und Ganzheit menschlicher Lebenszusammenhänge zu erkennen und demgemäß zu wählen. Die Wahl der Lebensweise, des Daimon, ist somit nicht eine Schöpfung aus dem Nichts. Für Platon ist die Willensfreiheit ein Vermögen nicht der Schöpfung, sondern der Wahl aufgrund von Einsicht. Bei Pico hingegen vernag Adam, mithin der Mensch, wie ein frei schöpferi-

¹⁶ Ebd., S. 5f.

scher Bildhauer sich eine von ihm selbst erschaffene Form zu geben. In der Willensfreiheit bzw. in dem Vermögen, sich ein Selbst zu wählen, erkennt Pico eine Kraft, etwas aus dem Nichts heraus zu schaffen. In dieser Hinsicht ist Pico letztlich ein Moderner, weist er voraus auf Bloch und Sartre. Von relativierendem Aufschluß ist allerdings der Kommentar Picos zur fiktiven Rede Gottes an Adam:

Welch unübertreffliche Großmut Gottvaters, welch hohes und bewundernswertes Glück des Menschen! Dem gegeben ist zu haben, was er wünscht, zu sein, was er will. Die Tiere tragen gleich bei ihrer Geburt aus dem Beutel ihrer Mutter, wie Lucilius sagt, mit sich fort, was sie besitzen werden. Die höchsten Geister waren entweder von Anfang an oder bald danach, was sie bis in alle Ewigkeit sein werden. Im Menschen sind bei seiner Geburt von Gottvater vielerlei Samen und Keime für jede Lebensform angelegt; welche ein jeder hegt und pflegt, die werden heranwachsen und ihre Früchte in ihm tragen.¹⁷

Damit gesteht auch Pico implizite zu, daß der Mensch vorgängig über „vielelei Samen und Keime für jede Lebensform“ (*omniferam semina et omnigenae vitae germina*)¹⁸ verfügt, die der Wahl seiner Natur zugrunde liegen; eine Tabula rasa nimmt also auch Pico nicht an – wenigstens davon das Theorem der absoluten Willensfreiheit unberührt bleibt.

Und wie verhält es sich mit der Sartreschen Konzeption? Zeitgleich mit *L'Étre et le Néant* hat Sartre einen 'Mythos' verfaßt: *Les Jeux sont faits* – „Das Spiel ist aus“.¹⁹ Der 'Mythos' ist als Filmdrama konzipiert; erst 1947 wurde es unter der Regie von Jean Dellanoy verfilmt. *Les Jeux sont faits* besitzt eine ungebrochene Anziehungskraft – nicht nur in Frankreich; es hat von allen literarischen Werken Sartres die höchste Verbreitung. Das hat seinen Grund. Folgendes nämlich stellt sich dar – und ich resümiere mit wenigen Worten die Handlung des Filmdramas:

Pierre Dumaine, Gründer und Anführer einer Untergrundbewegung, will einen Putsch gegen das herrschende Regime inszenieren; kurz vor dem Schlag wird er von einem Verräter aus den eigenen Reihen erschossen. Im gleichen Moment stirbt Eve Charlier: sie ist von ihrem Mann, dem Polizeisekretär, vergiftet worden. Der Grund

¹⁷ Ebd., S. 7.

¹⁸ Ebd., S. 6.

¹⁹ Jean-Paul Sartre: *Les Jeux sont faits*, Paris 1968.

ist banal: Die Mitgift, deretwegen Charlier sie geheiratet hat, ist aufgebraucht; Charlier benötigt weitere Ressourcen: er hat die jüngere Schwester Eves, Lucette, im Auge.

Die beiden Toten finden sich im Jenseits ein. Sie werden ordnungsgemäß registriert und sind dann frei, sich im Reich der Toten zu ergehen. Sie treffen dort nicht nur die Verstorbenen aller Zeiten, sondern wandeln zugleich unbemerkt unter den Lebenden, freilich ohne jede Möglichkeit der Einnischung; Pierre nimmt Gelegenheit, in den Repräsentationssaal des Diktators zu gehen, und muß dort erkennen, daß der von ihm geplante Aufstand längst verraten ist, daß die Kameraden unweigerlich einem Massaker zum Opfer fallen werden. Und Eve sieht, daß ihre Schwester Lucette den Wertungen ihres Mannes erliegt. Pierre und Eve, die Toten und zugleich Sehenden, grämen sich, ja sie sind verzweifelt, nicht einschreiten, nicht mehr handeln zu können. Doch gerade in dieser Haltung unterscheiden sie sich von den übrigen Abgeschiedenen, die resigniert oder indifferent das Treiben der Lebenden an sich vorübergehen lassen. Und gerade diese Haltung führt die beiden Empörten und Revoltierenden zusammen, begründet schließlich ihre Liebe. Ja mehr noch: Im Jenseits entdecken sie, daß sie füreinander bestimmt waren, daß aber der Zufall bzw. – genauer – der soziale Unterschied eine Begegnung vereitelt hat: ein Irrtum in der Abteilung Geburten, wie die Direktion des Totenreichs lakonisch vermerkt. Doch der Irrtum ist die Chance: Beiden wird zugestanden, in die Welt der Lebenden zurückzukehren, um dort ihr jäh unterbrochenes Leben fortzuführen – unter der Bedingung allerdings, daß es ihnen gelänge, vierundzwanzig Stunden lang in vollem Vertrauen einander zugehan zu sein. Die beiden verlassen hoffnungsvoll das Totenreich – und erscheinen wieder unter den Lebenden, an der gleichen Stelle und zum gleichen Zeitpunkt wie zuvor.

Doch Schwierigkeiten stellen sich unmittelbar ein: Zwar verläßt die wohlstandsverwöhnte Eve ihren Mann und folgt entschlossen dem Arbeiter Pierre – ungeachtet des Hohns ehemaliger Freunde; aber sie vermag im entscheidenden Augenblick, kurz vor Ablauf der vierundzwanzig Stunden, Pierre nicht zu den Aufständischen zu begleiten: die Abrechnung mit ihrem Mann und ihrer Schwester scheint ihr vordringlicher. Eve ist gescheitert.

Gescheitert ist auch Pierre: Es ist ihm nicht gelungen, das Vertrauen seiner Kameraden zu gewinnen und sie von dem ehemals

gemeinsam geplanten Putsch abzuhalten. Die Aufständischen werden von der Miliz überwältigt, Pierre ein zweites Mal aus dem Hinterhalt erschossen. Eve stirbt im selben Augenblick. Die vom Totenreich gesetzte Frist ist abgelaufen.

Eve und Pierre kehren ins Jenseits zurück. Sie sind betrübt, nicht resigniert: „Les jeux sont faits, voyez-vous. On ne reprend pas son coup“,²⁰ sagt Eve. Doch einem jungen Paar, das gleichfalls die Lebens- und Liebchance erhält, antwortet Pierre auf die Frage, ob es wirklich möglich sei, ein neues Leben zu beginnen: „Essayez“, und: „Essayez tout de même.“²¹

Das Stück hat mehrere Aussageschichten, die allerdings zur Deckung kommen. Allgemein wird die Situation von Macht, Unterdrückung und Auflehnung vorgestellt, eine Situation also von historischer und sozialer Ubiquität. Diese allgemeine Situation ist sodann spezifiziert im Konflikt zwischen Bürgertum und Proletariat, zwischen müßigem Bürger und frönendem Arbeiter. Es geht also auch um Klassenkampf. Und letztlich geht es um die Darstellung einer ganz bestimmten zeitgeschichtlichen Erfahrung, nämlich um die Zeit der Okkupation in den Jahren 1940 bis 44. Doch ungeachtet aller Bezüglichkeit auf eine spezifische historische Situation und darüber hinaus den Klassenkampf im allgemeinen, wird die so prinzipiale Frage erörtert, inwieweit der Mensch tatsächlich frei ist, sich zu wählen, sich zu entwerfen im Erkennen und im Handeln – frei vor allem von allen Determinismen, die ihm hinderlich sein könnten bei der freien Wahl seines Charakters und seiner Handlungen. In *L'Étre et le Néant* gibt Sartre die Antwort darauf selbst, indem er die Einwände des *bon sens* vorwegnimmt:

Das entscheidende, vom gesunden Menschenverstand gegen die Freiheit benutzte Argument besteht darin, uns an unsere Ohnmacht zu erinnern. Weit entfernt, daß wir unsere Situation willkürlich ändern können, scheint es sogar, daß wir nicht einmal uns selbst ändern können. Ich bin weder „frei“, dem Schicksal meiner Klasse, meines Volkes, meiner Familie zu entgehen, noch auch mit Einfluß oder Vermögen zu schaffen, noch meine unbedeutendsten Neigungen oder meine Gewohnheiten zu besiegen. Ich komme als Arbeiter zur Welt, als Franzose, mit Erbsyphilis oder Tuberkulose. Die Geschichte eines beliebigen Lebens ist die Geschichte eines Scheiterns. Der Feindseligkeitskoeffizient der Dinge

²⁰ Ebd., S. 185.

²¹ Ebd., S. 188.

ist ein solcher, daß es Jahre der Geduld bedarf, um den geringsten Erfolg zu erreichen. Außerdem muß man „der Natur gehorchen, um sie zu beherrschen“, das heißt, ich muß mein Tun zwischen die Kettenglieder des Determinismus einfügen. Viel mehr als er „sich zu machen“ scheint, wird der Mensch scheinbar „gemacht“ vom Klima der Erde, von der Rasse und der Klasse, der Sprache, der Geschichte des Kollektivs, dem er angehört, von der Erbanlage, den individuellen Umständen seiner Kindheit, den angenommenen Gewohnheiten, den großen und kleinen Ereignissen seines Lebens.²²

Doch auf Einwände dieser Art antwortet Sartre – ich paraphrasiere: Die Widerständigkeit ist keineswegs eine Einschränkung unserer Freiheit, sondern ist unerlässliche Voraussetzung der Freiheit, ermöglicht erst die Freiheit der Wahl. Sartre behauptet also nicht, daß es nicht Bedingungen, Voraussetzungen gebe; er behauptet vielmehr, daß diese Bedingungen, Voraussetzungen, Gegebenheiten mit einzubeziehen sind in die Wahl, wodurch eine bestimmte Situation entsteht, aus der heraus zu handeln ist:

La liberté est totale et infinie, ce qui ne veut pas dire qu'elle n'aît pas de limites mais qu'elle ne les rencontre jamais.²³

Doch Pierre Dumaine und Evc Charlier hintergehen diese These. Sie waren offensichtlich nicht instande, eine andere Wahl zu treffen als die, die sie getroffen haben: das erneute Engagement für die Revolte und das Engagement gegen die Herrscherklasse. Sie waren offensichtlich nicht in der Lage, die Auflage der Direktion des Totenreichs zu erfüllen, eine Sonnenwende lang nur füreinander zu leben. Und das heißt ja nichts anderes als: sie waren determiniert – nicht in ihrer Handlungsfreiheit, doch in ihrer Willensfreiheit. Und entsprechend sagt Sartre in einem Interview 1947: „Mon scénario baigne dans le déterminisme.“²⁴

Philosophisch hätte Sartre argumentiert, daß die Wahl des einen die Wahl des anderen ausschließe, doch daß die Wahl jeweils frei sei. In mythischer Rede aber zeigt er mithilfe der Allegorie eines Jenseitsaufenthalts und einer Rückkehr ins Leben, daß die Wahl des einen und nicht des anderen determiniert ist durch den Willen, dem

²² Jean-Paul Sartre: Das Sein und das Nichts – Versuch einer phänomenologischen Ontologie, Hamburg 1962, S. 610f.

²³ Sartre (Anm. 11), S. 539.

²⁴ Le Figaro, 26. Januar 1947.

ein bestimmter Charakter zugrunde liegt, mithin durch die ‚Herkunft‘. Es besteht offenbar nicht das Vermögen, seine ‚Herkunft‘ gänzlich zu negieren, zu nichten, zu ‚neantisieren‘ – um den basalen Sartreschen Begriff aufzunehmen. Und das heißt: es besteht offenbar nicht das Vermögen, sich seinen Charakter oder seinen Willen selbst zu wählen, so daß man in einer entscheidenden Situation völlig indifferent sowohl das eine wie das andere tun könnte.

Es ist bemerkenswert, daß Sartre keine philosophisch-rationale Erklärung für das höchst komplexe Verhältnis von Willensfreiheit und Determination gibt; doch in der mythischen Rede von Tod, Jenseitserfahrung und Wiedereintritt ins Leben veranschaulicht er, daß Ort und Vergangenheit, daß ‚Herkunft‘ nicht nur die notwendigen Widerständigkeit zur Handlungsfreiheit bilden, sondern zugleich die unvermeidbare Einschränkung der Willensfreiheit. Anders und einfacher: Der freie Entwurf in die Zukunft ist immer schon bestimmt durch die Herkunft. Der Mensch wählt immer schon als geprägt, ob er sich dieser Prägung nun widersetzt oder ob er sie annimmt. Der Mensch ist nie, zu keinem Moment *Tabula rasa*. Denn zumindest ist seine Freiheit des Willens eingeschränkt. Sartre zeigt dies gegen sein philosophisches Konzept in der mythischen Rede von Zukunft und Herkunft – einer Rede, die deutlich die Lehre des Pamphyliens *Er* aufnimmt. Übrig bleibt allein ein „Essayez tout de même“. Odysseus aber, so weiß der Pamphylier zu berichten, habe – dem Los entsprechend – als letzter von allen gewählt: „im Angedenken der früheren Mühen von allem Ehrgeiz erholt“, habe er sich das Leben „eines von allen Staatsgeschäften entfernten Mannes“ gesucht und es, „von allen anderen übersehen“, „mit Mühe“, „irgendwo liegen gefunden“ und „mit Freuden [...] gewählt“. ²⁵ Odysseus galt als der „Vielbeschlagene“ und als der „Klüge“ – Athena war seine Schutzgöttin, sein Daimon.

²⁵ Politeia 620c-d.